

DER SCHATTENDIALOG

2021

„Ei, der Daus!“ ruft aus das junge Ding, das das Zugabteil mit einem Mann teilt. Aus Langeweile spielte sie mit ihrem Ring, den sie kurz zuvor vom Finger gezogen hatte. Nun war er ihr aus der Hand gefallen, rollt über den Boden und bleibt in einem ausgehöhlten Astloch stecken. Das ist sein Glück – sonst wäre sein Weg noch lang gewesen.

Der Mann, ihr unmittelbar gegenüber aus dem dösenden Schlaf erwacht, beugt nach kurzem Umsehen zwischen seine Beine und greift ihn freimütig auf. In seinen Fingern glänzt der zierliche Schmuck, und es ist ihm ein Sternenfunkle in der Pupille.

„Es ist kein besonderer Ring“, bemerkt das Mädchen beiläufig; sie mögen einander im selben Alter sein.

„Wohl nicht. Doch einzigartig. Kein Klon für die Massen!“

„Welcher Ring ist das schon?“ – Ihr Lächeln gibt Antwort genug.

„Sind Ringe nicht Ausdruck von Heischerei?; dem flüchtigen Selbstbild?; der Mode?“

„Dieser Ring ist Mode nicht! Ich trage ihn, weil ...“

„... Weil er nichts Besonderes ist?“

Aufregend sind die Augen des Kerls, unstedt, doch gewissenhaft. Viel mögen sie gesehen haben, wenig hat sie erleuchtet. Und nun spiegelt der Reif Sonnenlicht auf seine Eitelkeit, treibt sein wahres Ich aus dem Schatten. Er wendet sich ab, und sieht genauer hin.

Es ist ja nicht der schimmernde Tand, der sein Herz bewegt. Dieser Sekunden besinnt er sich auf die klugen, wohl gewählten Worte, die er so noch nie von einer Frau Stimmenblatt hat formen hören. Bedankte sich die Sonstige nicht in geheuchelter Höflichkeit, steckte den Ring sogleich in ihre Tasche oder an den Finger zurück, um ihren Abteil-

Kameraden mit beschämten Blick auf die Landschaft hinter dem Fensterglas fortan zu ignorieren? — Nicht diese Fremde; nein, sie läßt ihn den Ring in aller Ruhe betrachten. Und unter uns – es war ja auch etwas Geheimnisvolles in ihrem Verhalten.

„Daß er so funkelt, ist seine Sache“, ergänzt die junge Frau mit stolzem Unterton. Dabei weicht sie keine Rührung davon ab, ihre Hände verschränkt im Schoß zu halten. Eine davon trägt weiterhin den schwarzen Damenhandschuh, der anderen Hand Kleid war ja bereits des Ringes wegen abgelegt. Keine Sekunde müht sie um Vergebung, die Peinlichkeit richtigzustellen, so als wäre das Ungeschick nur ein Scheinbares gewesen. Diese Eindrücke geben indes auch dem Ringträger keinen Frieden, und mit fragenden Augen schaut er auf.

Welch' Wandlung hatte sich getan! Wie blind und benebelt ihm die letzten Augenblicke, daß ihm solche Schönheit nicht aufgefallen war! Sitzt er dem Fräulein nicht schon gut eine Stunde gegenüber? War er in seine Zeitung derart vertieft, die Dame dergestalt verschleiert, daß der kürzeste Blickkontakt unfruchtbar zurückgeblieben? Erst der Ring, das Klirren seines Falls, hatte ihm Augen und Ohren geöffnet, auf die er fortan nicht mehr verzichten wollte.

Denn es war ihm ein Leiden entscheiden zu müssen, worauf er seine Blicke, seine Ungeduld richten wollte: Die Proportionen ihres Gesichts, als entsprächen sie der mathematischen Vollkommenheit seiner genetisch festgelegten Vorlieben? Das vorzüglich hergerichtete, kunstvoll verflochtene Haar – als Ausdruck und Inbegriff ihres angeborenen Sinns für Ästhetik? Ihre unverschämt tiefen Augen, die sich wie saugend an die seinen hefteten? Ihr Mund? Ihre Finger?

Ihre ... – was alles sie äußerlich als betörend ausmachte?

Er mußte mehrfach blinzeln, dann läßt er den Ring fallen. Das war ihm freilich die Art, ihr seine Überwältigung zu zeigen.

Es mag erstaunen, doch der kleine Ring verfängt sich ein zweites Mal in demselben Astloch! Unschlüssig schauen die beiden Verblüfften hinab: Er, der wartet, ob sie sich diesmal beugen will; sie, die sehen möchte, ob das Schicksal zweimal tut.

„Was bedeutet das?“ murmelt Brekar, dem wir endlich einen Namen geben wollen.

„Daß manch' Ding seine Bestimmung hat?“

Es war die nicht ausgesprochene Wahrheit. Brekar will gerade abermals dem Glücke hingreifen, da kommt sie ihm zuvor. Gelähmt folgt er ihrer Bewegung, die mit bekleideter Hand ihr Eigen an sich nimmt, das lose Ding nunmehr sicher zu verwahren. Es hatte ja doch etwas Lächerliches.

Und da geschieht, als wäre Brekar nicht er selbst: Im Reflex schiebt er sich ihr ein-zwei Fuß entgegen und greift beidhändig nach ihrem Ring; als wollte er sagen: Geht der Ring, geht sie mit ihm. Gleichwohl liegt weites Land vor ihnen, der nächste Bahnhof Stunden entfernt. Aus dieser Notwendigkeit heraus, wie er empfindet, hält er ihren Handschuh, kniet ihr beinahe zu Füßen und spricht wie von überzeugtem Traum oder erträumter Überzeugung:

„Verzeihung – es ist dem Bewunderer eigen –, darum vergebt mir mein ungestümes Tun.“

„Ist dem Bewunderer nicht auch jegliches Fehlen von Scham eigen? Was es ihm hieße, würde er so bittstellend geschaut?“ – Klug und aufmerksam ist sie, klug und keck. Brekar fühlt dies, nicht anhand ihrer Worte denn anhand

ihres verschmitzten Lächelns.

„Es mag der Ring sein“, bekennt er sich, „der mich Euch so sehen läßt!“ – Und fester greift er danach wie ein Pilgerner nach einer selten besuchten Reliquie. Freilich hält er damit nicht nur den Ring, sondern auch ihre zarten Finger umschlossen. Und er ist beflissen, sie wie zerbrechliches, dünnes Glas zu behandeln.

„Dann laßt uns sehen, was verbleibt!“ ruft sie forsch aus und sie lehnt sich zurück, zieht mit sich ihre Hand, daß Ring und Handschuh, sonst nichts, ihm erhalten bleiben. Noch während sie ihre beiden nunmehr unbedeckten Hände gegeneinanderspannt, weit zurückgeworfen auf die bequeme Anlehne der Bahngesellschaft, erfährt der arme Brekar, daß mit ihrem Erscheinen ihm ein Leben genauso rasch gegeben wie genommen werden konnte. Für die schöne Gestalt nur ein Spiel, für Brekar der Einsatz.

„Es mag meiner Motivation entgegenstehen . . . , doch muß ich mehr erfahren. Sonst werde ich mein Lebtage nicht mehr glücklich.“

„Mehr erfahren?“ verstellt sich die Zauberin in verführender Gestalt: „Von der Zukunft? Nicht doch etwa der Unsrigen?“

Jedes Wort konnte ihm nur gefallen – mit gleicher Gewißheit, wie ein Ertrinkender dem Meeresboden entgegensinkt. Nicht etwa dem Himmel. Weit öffnen sich ihm Mund und Augen, als will sein Seelenheil sich den Weg ins Freie suchen. Sie hatte ihn.

„Und wenn ich mich tausendfach entschuldigte – in Worten, in Briefen, Gedanken oder Träumen: Was nur sollte Euch gleichkommen?“

Jetzt erst wagt auch er es sich zurückzulehnen, den wei-

testen möglichen Abstand zu ihr in der Enge des Abteils einzunehmen. Noch immer hält er ihren Handschuh fest, er will ihn am liebsten auf seinem Kopfkissen daheim festnähen. Daß Geruch ihm die Tür zu erträumten Erinnerungen aufstieße. Für eine Sekunde glaubt er allein zu sein – will ungesehen am Handschuh riechen ... – Doch sein Gegenüber läßt ihn nicht aus den Augen.

„Das gehört wohl Euch. Da, nehmt!“ reicht das Eigentum brav hin, in der unendlichen Hoffnung, die möge bald danach greifen, ihm die Trauer über die Herausgabe der ihm begehrten Dinge rasch abnehmen. – Und ist es nicht, was Freud und Trauer zu gleichen Teilen dem Verliebten abverlangt? Eine Strähne ihres Haars, ein Knopf, ein Taschentuch? Für den einen entbehrlich, kaum der Rede wert. In des anderen Augen nicht von dieser Welt, der Verse und ganzer Lobgesänge würdig! Das, ja das, beschreibt diesen eigenartigen Vorgang, der die jungen Leute anders sehen und handeln läßt.

Die sie zu Eifersucht zürnen, aus Sehnsucht weinen läßt. Denen länger nichts auf der Welt etwas bedeutet, und diese eine Sache alles. Denen Vernunft mit Argwohn ein gutes Tauschgeschäft erscheint.

Und jede Sekunde, die die junge Frau ihren Handschuh zurückzunehmen herauszögerte, die waren Brekar wie das Feuer, in dem er schmort: Würde sie ihm im letzten Moment voller Güte sagen, er dürfe ihn behalten?

„Danke, daß ich ...“, fällt ihm plötzlich über die Lippen, in hoffnungserfüllten Gedanken vorausgeeilt. – Er wollte es gar nicht sagen, es gab ja auch keinen Grund dafür.

Da greift sie ihren Handschuh und schleudert ihn gegen sein Gesicht, daß es klatscht. Brekar fängt diese Urgewalt

ungeschützt auf, doch sie ist ihm teuer – denn sie führt ihn aus der Einbildung in die Wirklichkeit zurück:

„Was wollt Ihr wirklich?“ fährt sie ihn harsch und ernst an: „Ihr begehrt doch weder Handschuh noch Ring! Oder was sonst sich anfassen und mitnehmen läßt!“

Das Greifbare sollte nichts wert sein?! Der kostbare Ring? Der elegante Handschuh?

„Ich wollte mich entkleidet vor Euch präsentieren – es wird nicht sein, was Ihr begehrt!“

Ihre Offenheit zieht ihn in falsche Pein, ängstigt ihn. Dabei wird er, so gedemütigt er vor ihr sitzt, das Gefühl nicht los, es könne etwas Wahres an ihren Worten sein. Je mehr ihn ihre Weisheit verblüfft, je fehlgeleiteter, je heuchlerischer erzogen kommen ihm die vergangenen Jahre vor.

Und gefiel ihm dieser Faustschlag der Wahrheit? Er weiß es nicht recht. Was sollte er davon auch halten? Zu ungewöhnlich die Begegnung und der Dialog, fernab vom alltäglichen Morgengruß dem Nachbarn gegenüber; dem „Verzeihung bitte!“ beim Anrempeln im Gedränge vor dem Fahrstuhl; dem „Tee mit zwei Zucker wie immer!“ im Bahnhofscafé auf dem Weg zur Arbeit. Ob ihm dies im Leben eine einmalige Erfahrung war? – genau jetzt? Nicht jeder kann behaupten, mit einem Bären gerungen, einen Schatz im Korallenriff gefunden, als Geisel genommen worden zu sein — oder mit einem Handschuh geschlagen, bloß weil man aus Höflichkeit etwas vom Boden aufgehoben hatte!

Und doch sitzt er dieser betörenden Person ehrfürchtig gegenüber, von der er nicht weiß, ob er sie lieben – oder sich vor ihr fürchten soll.

Dabei heißt es unter den Straßenjungen immer: Erkenne deine wahre Partnerin wie folgt, nämlich, setze dich in der

Öffentlichkeit neben sie (das mag eine Parkbank oder ein Sitz im Bus sein), und ihr Verhalten wird dir alles deuten. Flieht sie in Verlegenheit, sobald du das erste Wort angebrochen, um nicht beschämt zu werden? Oder entgegnet sie mit lautstarker Stimme und selbstbewußt? – Nun, bei dieser Fremden war es weder das eine noch das andere.

„Was ich will ...“, murmelt Brekar, noch immer benommen von der außergewöhnlichen Lage, in der er sich befindet, und die nur er, wie er glaubt, zum Guten würde wenden können. Wie irrt unser armer Tor!

„Ihr wißt es nicht? Und seid noch Mensch?“ – Nie zuvor hatte jemand den Vorwurf mit so scharfer Zunge vorgetragen.

Da stürzt Brekars Welt zusammen; er bedenkt seine Herkunft, seine Ausbildung, seinen Glauben, das ihm nun zum Feindbild schwimmt. Der Müßiggang seines Arbeitsweges, die aufgebauten Bekanntschaften, ganz besonders sein kleines Vermögen – so klein wie er selbst, ein lichtloser Fleck in einem Kosmos aus Sternen und Leere. Was bildet er sich schon ein auf seinen Stand? Die paar Auszeichnungen im Squash-Club? Dem in jedem Lebenslauf zitierten dritten Platz beim Weitsprung? Die eine Reise ins ferne Indien, als Pauschalurlaub gebucht selbstverständlich, mit Urteil über Sehenswürdigkeiten vom sicheren Reisebus aus? Behauptet immerzu, ein Weltenbummler, ein Weltenkenner zu sein! Pah! Genauso armselig hätte er damit angeben können, als Statist für viereinhalb Sekunden in einem Film sichtbar gewesen zu sein, irgendwo im Hintergrund, wo ihn niemand wahrnimmt mit Ausnahme seiner Erinnerung. Wie ein Stiefel eine Ameise zertritt, gleichermaßen erging es seinem Stolz nach diesem Kopfschuß aus der Fremden Laune.

Zuweilen bedeutet Selbsterkenntnis auch einen Neuanfang. So nimmt er seinen ganzen Mut zusammen, die letzten zwanzig Jahre aus dem Gedächtnis gelöscht:

„Was ich will . . . ist ein ruhiges Plätzchen. Atmen will ich dort, und in die Ferne sehen.“

„Das ist schon besser“, beugt sich die Namenlose lächelnd vor, daß er erstarren will. Und ihre zarte Stimme haucht: „Demut ist Schöpfung. Und Schöpfung ist des Menschen Eigenheit.“

„Eine in Vergessenheit geratene Kunst, nicht wahr?“ will Brekar schlaue wirken und seufzt.

„Für die Meisten schon.“

„Und für Euch?, wenn Ihr die Frage gestattet.“

„Ich gestatt' sie Euch. Fragen sind erlaubt; die Antwort will ich schon verweigern, wenn es mir mißfällt!“ – Daraufhin beugt sie sich noch ein Stück weiter vorwärts, greift nach seiner offenen Jacke und zieht ihm ungeniert ein Leder-Etui aus der Brusttasche. Es hatte dort mit dem oberen Rand herausgeragt.

„Aber nicht heute!“ lehnt sie sich zurück und betrachtet neugierig den entwendeten Gegenstand mit einem verschmitzten Grinsen. Als hielte sie ein Rätsel in den Händen, dem mit Fingerspitzengefühl am besten beizukommen ist. Mit eben diesen Fingerspitzen weitet sie das Etui und zieht einen Block Spielkarten heraus.

„Für Euch? Um die Langeweile auf Reisen abzuwenden?“

„Heute brauche ich sie wohl nicht mehr“, gesteht Brekar verlegener Worte. Er schaut ihr zu, wie ein Kind einem Magier bei der Aufführung seines Kunststücks.

Die junge Frau blättert wahllos durch den mit ländlichen Motiven gestalteten Kartenblock: Karikierte Fratzen von

Bauernvolk, von Feldfrüchten in Anzahl ihres Wertes und dergleichen. Ein schönes und seltenes, oft benutztes Spiel, alt und geheimnisvoll. Da hält sie mit einem Male inne.

„Wißt Ihr: Es paßt nicht recht zu Euch!“ Sein Gesicht fragt, was sie meine.

„Daß Ihr Euch Glück und Zufall hingebt – zu dem einen Zweck des Zeitvertreibs. Andererseits bewegt Ihr Euch ruhelos durch die Lande, in Eifer nur dem Tag verschuldet. Was wird Euer Bahnhof sein? Wann wollt Ihr heimisch werden?“

„Heimisch? An einen Ort gebunden?!“

„Ein wunderbarer Gedanke, findet Ihr nicht?“ – Dabei gestikuliert sie Entspannung, als würde sie sich am Morgen eines Ruhetags im Bettzeug wälzen.

„Lieber sehe ich die Welt!“ stellt er empört richtig, nur um seinen Rest an Identität nicht mit dem eines Taugenichts, der er ist, verallgemeinern zu lassen.

„Die Welt ist kleiner als Ihr denkt!“

„Heißt das, ich soll mein Heil in der Fantasie suchen?“

„Die ist wenigstens unendlich. Und sie kann einem nicht genommen werden!“

„Ihr sagt ...“

„Je mehr ich besitze ...“, richtet die bildschöne Frau sich auf und zeigt wie von Abscheu auf den nunmehr wieder von ihr angelegten Ring: „... umso mehr kann ich geben.“

Brekar hört die Worte, versteht sie aber nicht. Dazu bedarf es des sogenannten ungestörten Moments, der den modernen Menschen so fremd und abkömmlich geworden ist wie eine untergegangene Sprache.

Dabei liegt alles vor ihm: Die Weisheit, die Wahrheit, die Gelegenheit für einen Neubeginn. Wenn er denn nur Zeit aufbrächte darüber nachzudenken.

In einer Zeitspanne ungezählter Minuten sind die ungleichen Passagiere auf ihre jeweils gegenüberliegenden Sitzlehnen zurückgewichen, wobei Brekar später vermutet, sie haben einander nie aus den Augen gelassen. Gebannt in eine gemeinsame Erfahrung, in der es für das unbeteiligte Ausdem-Fenster-Sehen zu spät, für das liebevolle Anlächeln zu früh war.

Als Brekar erwacht, ist er jedenfalls allein im Abteil. Kein Kleidungs- oder Gepäckstück deutet darauf hin, daß er je in Begleitung gereist war. Nur sein Etui und die Spielkarten liegen auf dem Boden verteilt – sie müssen ihm während des Schlafs, während des Träumens, unbemerkt aus der Jackentasche gefallen sein.

Da die Zugfahrt noch andauert, befragt er einen Schaffner. Der teilt mit, daß inzwischen kein Bahnhof angefahren worden sey. Da es nun dämmert, müssen wenigstens drei Stunden vergangen sein.

Hastig sammelt er die Karten zusammen, trinkt und ißt, bemüht sich um einen klaren Kopf. Alles Einbildung? — Zu echt die Unterhaltung! Alles Einbildung? Zu echt ... die Gefühle. Er kann sich nicht geirrt haben! Und wenn doch, ging es nicht mit rechten Dingen zu!

So beschäftigt es seine Gedanken für den Rest des Tages und den Rest der Woche, lange, nachdem er seine Reise beendet hatte. Sollte der Dialog allein seiner Fantasie entsprungen sein – ein weises Selbstgespräch war das gewesen! Läuternd und belehrend, beschämend und erhellend. Selten ist so viel Zwiespalt aneinandergeraten! Selten so viel Ungesagtes an die Oberfläche gedrungen.

Und als er dann eines Tages, wieder einmal an diesen Moment in Erinnerungen verloren, sein Kartenspiel zur Hand nimmt – da fällt ihm etwas auf, das er schon viel früher hätte bemerken können: Denn es fehlte eine Karte. Eine Vier – mit vier gelben Rüben.

Eigentlich war unerheblich, welche der Karten fehlte – ohne diese eine war das Blatt unspielbar, egal, wie großzügig man die Regeln abwandelte.

Hatte er beim Aufsammeln im Zugabteil eine Karte übersehen? Steckte sie noch zwischen dem Schmutz der Dielen oder war hinter den Sitz gerutscht? Das war sein erster Gedanke und es wäre schlimmstenfalls ärgerlich gewesen.

Oder war es ihre Art ihn zu erinnern, daß ihm zeitlebens etwas fehlen wird?